



ZU HAUSE IN BERLIN ÁGNES JUDIT SZILÁGYI

Historikerin, Lateinamerikanistin, Lusitanistin. Geboren 1966 in Budapest, studierte sie Geschichte und Portugiesisch an der Eötvös Loránd Universität (ELTE) Budapest; Dissertation an der József Attila Universität in Szeged 1999. Mehrere Auslandsaufenthalte für Studien- bzw. Forschungszwecke (Lissabon, São Paulo). Zwischen 1998 und 2005 Unterrichtstätigkeit am Lehrstuhl für portugiesische Sprache und Literatur der ELTE, danach Dozentin an der Pannon Universität in Veszprém, seit Herbst 2008 Dozentin am Historischen Institut der ELTE, Lehrstuhl für Geschichte der Neuzeit und der Gegenwart. In ihrer Forschung widmet sie sich der vergleichenden Untersuchung einzelner Fragen der portugiesischen und brasilianischen Geschichte: beispielsweise dem Vergleich der beiden autoritären Systeme, des Salazar-Regimes und des Vargas'schen Neuen Staates, hauptsächlich anhand der Analyse der Kulturpolitik, der Funktion der Propaganda sowie des nationalistischen Programms der Nationenbildung; und neuerdings der Analyse der Beziehung der beiden jungen Republiken – Portugal und Brasilien zu Beginn des 20. Jahrhunderts –, mit einem besonderen Augenmerk auf deren geistiges Leben, die Eigenheiten des portugiesischen bzw. brasilianischen Nationalismus sowie die Formierung des luso-atlantischen Gedankens. – Adresse: Historisches Institut der ELTE, Lehrstuhl für Geschichte der Neuzeit und der Gegenwart, 1088 Budapest, Múzeum körút 6–8, Ungarn.
E-Mail: szaj@caesar.elte.hu

In meiner Kindheit war es natürlich, dass man nur selten und, wenn überhaupt, mit sehr wenig Geld in den Westen reisen konnte. Auch noch 1988, kurz vor der Wende, hatte ein Auslandsstipendium eine sehr große Bedeutung. Besonders wenn man, wie ich, auf diese

Weise vom östlichsten Rand Ungarns zum ersten Mal in den westlichsten Zipfel Europas gelangte. In der internationalen Gesellschaft der Studenten der Sommeruniversität in Lissabon, an der ich 1988 teilnahm, überbrückte ich mein damals noch gebrochenes Portugiesisch teilweise damit, dass ich mich meinen deutschen Mit-Studenten anschloss, mit denen ich Deutsch sprechen konnte. Damals schloss ich viele dauerhafte Freundschaften. Die Ursache für meine Affinität zu den Deutschen ist wahrscheinlich die in Ungarn traditionell starke kulturelle Orientierung an Deutschland, die sowohl den Kalten Krieg als auch die Wende überstand und vielleicht erst in den vergangenen fünfzehn Jahren zu verblassen begann: Wenn man reisen und freie Luft atmen wollte, zog es einen – ähnlich, wie unsere Vorfahren in der Zeit des Bürgertums oder des Vormärz – auch im Ungarn der späten Kádár-Ära meistens nach Wien oder in das geteilte Berlin. Die billige Bahnfahrkarte war natürlich nur bis Ostberlin gültig, aber als Ungarin, und somit als innerhalb des sozialistischen Lagers gewissermaßen Privilegierte, aus der „lustigsten Baracke“* kommend, durfte ich an der Friedrichstraße mit der S-Bahn in die westliche Hälfte der Stadt hinüberfahren, um dort zum Beispiel Silvester zu feiern.

Dennoch mussten beinahe 20 Jahre vergehen, bis mir in die inzwischen vereinigte Hauptstadt Berlin nicht nur zufällige Einblicke gewährt wurden und ich hier wirkliche Vertrautheit erleben durfte. Der zweijährige Berlin-Zyklus meines Lebens begann im August 2006, als ich in Begleitung meines Mannes und meiner ganzen Familie für ein Jahr nach Charlottenburg zog. Danach folgte ein kurzes Studienjahr in Veszprém. Im Mai 2008 durfte ich Berlin wiedersehen. Ich kam alleine, dennoch fühlte ich mich sofort zu Hause im Grunewald und im Wiko. Vieles war vertraut, weil ich Berlin kannte und weil manches so war wie zu Hause in Budapest auch – die „Stolpersteine“ zum Beispiel, die die einstigen Wohnsitze der verschleppten Juden markieren, die mir Reinhart Meyer-Kalkus am Eingang der Villa Jaffé zeigte, als er mich am ersten Tag durchs Haus führte. Und ich fühlte mich zu Hause, weil man sich an das Wiko-System, das konzentriertes Arbeiten ermöglicht, schnell gewöhnen konnte.

Der deutsche Philosoph Odo Marquard bezeichnete die Universalgeschichte, mein Forschungsgebiet, einmal als „wahrhaft interdisziplinäres Thema“ und prognostizierte für die 1990er Jahre, dass die innere Differenzierung der Lehrstühle dieses Faches, und somit

* Der Ausdruck „lustigste Baracke“ wurde noch zu Zeiten des Sozialismus geprägt: So wurde Ungarn in den 80er Jahren genannt, weil die sozialistische Diktatur hier wesentlich gemäßigter war als in anderen Ländern.

auch die Spezialisierung, dahinschwinden werde, weshalb sich die Forscher daran gewöhnen müssten, sich auch außerhalb ihres Forschungsgebiets und auch ohne Spezialisierung zu betätigen. Etwas Ähnliches geschieht im Wiko, wo die Forscher die Grenzen ihres engen Forschungsfelds weit überschreitend gemeinsam denken, sich unterhalten und debattieren. Ich höre den Fellows und anderen aufmerksam zu. Auch ein Interview von Hannah Arendt aus dem Jahre 1964 über Verständnis und Verständigung, das wir im Deutschunterricht von Eva von Kügelgen hören, gehört dazu.

Ich werde mir über meine Grenzen im Klaren, ich erlebe das in die ungarische und portugiesische Sprache eingeschlossene Schicksal einer Geisteswissenschaftlerin. Die Tage vergehen, es sind sehr nützliche Tage. Ich lese viel und schreibe auch etwas. Ich lege mich spät zu Bett und stehe spät auf. Bernard Levinson und ich stellen gemeinsam fest, dass das gemeinsame Mittagessen immer dann stattfindet, wenn wir uns gerade am tiefsten in unsere Arbeit vergraben haben. Aber die Abendessen an den Donnerstagen oder den an den Montagabenden stattfindenden Filmklub von Miriam Hansen und Alex Nagel würde ich mir um keinen Preis entgehen lassen. Schnell vergehen die Wochen im Mai, einsam und frei.

Im Juni kommt meine Familie nach Berlin, das bequeme „Hausschwein“-Dasein hat ein Ende (dass mit diesem Begriff die im Haus wohnenden Forscher bezeichnet werden, lerne ich während des Jahrestreffens der ehemaligen Fellows), und ich ziehe in die Villa Walther um. Meine Kinder finden sich gleich in den ersten Wochen überglücklich im Kreise ihrer alten Berliner Freunde wieder und tauchen in der neuen Schule in Grunewald in die deutsche Sprache ein. Mein Mann stürzt sich als gern gesehener Nicht-Fellow mit der Sorglosigkeit eines Außenstehenden ins Leben des Kollegs, unterhält sich auf Tschechisch mit Milena Bartlová. Und wir fühlen uns alle zu Hause.

Während meines zweijährigen Berlin-Zyklus nehme ich ein neues Forschungsthema in Angriff: Neben den kleineren Redaktions- und Universitätsaufgaben beschäftige ich mich hauptsächlich mit der Analyse der Zeitschrift *Atlântida* (erschieden 1915–20 mit Texten portugiesischer und brasilianischer Autoren, die sich mit der Wiederannäherung der portugiesischen und brasilianischen Kultur beschäftigen) und deren Zeit. Damit bewege ich mich zeitlich zwar in der Zwischenkriegszeit, allgemeiner gilt mein Interesse aber dem Wesen und dem Funktionieren des Nationalismus sowie den Parallelen in der portugiesischen und brasilianischen Geschichte. Eine unentbehrliche Spezialbibliothek für dieses Thema findet sich in Berlin im hervorragenden Ibero-Amerikanischen Institut, wo neben einem großen Teil der Fachliteratur auch sämtliche Nummern der Zeitschrift vorhanden

sind, die ich analysieren möchte. Der außergewöhnliche Bibliotheksdienst, eines der Schlüsselemente des Wiko-Systems, erspart mir sogar den Gang in die Bibliothek – das notwendige Material bekomme ich direkt in mein Büro geliefert. Fleißig sammle ich das Material zusammen und denke dabei oft an meine alte Professorin Éva H. Balázs, die oft im Max-Planck-Institut zu Gast war und ihre Studenten ermunterte, ins Ausland zu gehen, um so viel Erfahrungen und Wissen wie nur möglich zu sammeln – und mit diesem Wissen dann heimzukehren. Ist dieser Standpunkt in einem vereinten Europa, in einer globalisierten Welt noch haltbar? Daran muss ich auch denken, als ich in den Räumen des Kunstgewerbemuseums auf einen Film über die Lebensform der Familie Zinzendorf aufmerksam werde. Wie seltsam! Éva Balázs hatte lange Jahre hindurch Materialien für eine Monographie über Karl Zinzendorf gesammelt, die nie abgeschlossen wurde; die 57 Tagebuchmanuskripte des vom Protestantismus zum Katholizismus übergetretenen und in den Dienst des Wiener Hofes getretenen sächsischen Grafen warten immer noch darauf, aufgearbeitet zu werden.

In Berlin begegnet man natürlich nicht nur der deutschen Kultur und den deutschen Freunden, weil der riesige kulturelle Markt Berlins auch manche Merkwürdigkeiten aus der lusophonen Welt zu bieten hat. Auch wenn ich meinen Fuß nicht aus dem Wiko setze, erfahre ich vieles über Goa – dank Meenakshi Mukherjee, die mir ein hervorragendes Buch von Maria Aurora Couto zum Thema empfiehlt und durch die ich auch Kontakt zur Autorin des Buches bekomme. (Den ersten echten Five o’Clock Tea meines Lebens habe ich ebenfalls ihr zu verdanken – in der Gesellschaft von Commonwealth-Damen, während der Vorbereitung der Abschiedsparty.) Auch mit dem diesjährigen „Poesiefestival Berlin“, dessen zentrales Thema die portugiesische Dichtung ist, habe ich Glück, denn ich kann wohlbekannte brasilianische Autoren (u. a. Arnaldo Antunes, Chico César) hören, auch lerne ich während des Abends „Das Meer von Afrika“ afrikanische Künstler kennen. Lohrend ist der Berlin-Aufenthalt aber auch insofern, dass ich einen guten alten Bekannten, den portugiesischen Dichter Paulo Teixeira, treffen kann.

Der dreimonatige Aufenthalt im Wiko bedeutet für mich vor allem eine Zeit der Vorbereitung: Die Materialsammlung für meine zukünftigen Seminare am neuen Arbeitsplatz an der ELTE; die Vorbereitung für meinen voraussichtlich im Herbst stattfindenden Habilitationsvortrag; und die Zusammenstellung des Konferenzmaterials für die nächste – alle drei Jahre stattfindende – AHILA-Konferenz im holländischen Leiden, in dem ich mein neu begonnenes Forschungsthema vorstellen möchte. Damit endet für mich der zweijährige Berlin-Zyklus im August 2008.